

## 2

### ACHILL

Im Juli 2005 zog ich von Boston zurück nach Freiburg. Ich schickte zwei Pakete mit Büchern nach Deutschland und packte mein sonstiges Hab und Gut in einen Überseekoffer. Den Flug hatte ich gemeinsam mit einem Freund gebucht. C. war Chemiker und hatte ebenfalls als Postdoktorand zwei Jahre in Boston verbracht. Zum Flughafen fuhr uns ein deutscher Mediziner, der sich in eine Italienerin verliebt und deswegen seine Postdoktorandenzeit verlängert hatte. M. wusste zu leben: Er hatte eine schöne Wohnung im Bostoner Bilderbuchbezirk Beacon Hill, und die rosa und hellblauen Hemden, von denen sich eine beachtliche Sammlung in seinem Einbauschränk stapelte, holte er in der Reinigung nicht wie wir am Bügel, sondern fein säuberlich gefaltet ab. Vor allem aber hatte M. sich ein grünes Saab Cabrio gekauft, ein Auto, das mit seinen Ecken und Kanten signalisierte, dass sein Besitzer sich wohl kein Porsche Cabrio leisten konnte, dafür aber vielleicht mehr Geschmack hatte und seinen Individualismus pflegte.

In diesem Auto fuhren wir zum Flughafen. Ein Photo, das ich vor kurzem in meinen Unterlagen fand, zeigt uns eingezwängt von großen Koffern, sonnengebräunt und lachend, eitel und gelöst. Der Blick in die Kamera verrät Siegesgewissheit und ein Selbstbewusstsein, das immens ist, aber doch auf die Bestätigung von außen schießt. Ich vermute, dass wir mehrmals hupten und laut Robbie Williams hörten. Erst kurz vor der Schließung des Schalters kamen wir am Flughafen an – absichtlich, da uns im Laufe der zwei Jahre aufgefallen war, dass Lufthansa die Flüge von Boston nach Frankfurt grundsätzlich überbuchte und Passagieren, die spät kamen und seriös aussahen, ein Upgrade in die Business-Class gab. Auch dieses Mal durfte ich in die Business-Class, C. hingegen aus logistischen Gründen nicht – er hatte vegetarisches Essen bestellt. Dass ich den Komfort seiner Gesellschaft vorzog, nahm er mir übel und beendete nach dem Flug unsere Freundschaft, die er unter ganz anderen Vorzeichen wieder aufnehmen sollte.

Die Rückkehr nach Freiburg erfüllte mich mit gemischten Gefühlen. Dort hatte ich von 2000 bis 2003 gelebt und mich zunehmend beengt gefühlt. Man konnte im Schwarzwald herrlich wandern und dann in einer Besenwirtschaft einkehren, um Brägle zu essen und Gutedel vom Kaiserstuhl zu trinken; Basel und sein Kulturleben waren weniger als eine Autostunde entfernt, und auch das Elsass lockte zu Ausflügen. Aber innerhalb Deutschlands war man doch ziemlich ab vom Schuss – die Zugfahrt nach Berlin dauerte über sechs Stunden –, und mich nervte die Selbstgefälligkeit vieler Freiburger, die im Biosupermarkt einkauften, gewissenhaft ihren Müll trennten, bei Rot an der Ampel stehen blieben und noch mehr darauf achteten, dass ihre Mitbürger es genauso machten. Ich hatte in Freiburg den Eindruck gewonnen, dass Linke viel spießiger als Konservative sein konnten. Die meisten meiner alten Freunde hatten die Stadt verlassen: Die Juristen waren zum Referendariat nach Hamburg, Frankfurt und Düsseldorf gegangen, die angehenden Lehrer machten ihre Unterrichtsproben in badischen Provinzstädten oder, wenn das Schicksal sie hart getroffen hatte, auf der Schwäbischen Alb.

Freiburg war die Stadt, in der ich studiert hatte und promoviert worden war. Nun würde ich als Privatdozent zurückkehren und Vorlesungen halten. Mein neuer Status zeigte sich darin, dass ein Philosophieprofessor, der mich davor keines Blickes gewürdigt hatte, nun auf der Straße meinen Gruß erwiderte – herablassend, aber immerhin. In der südwestdeutschen Ordinarienrepublik, mit ihren standesbewussten Zentren in Heidelberg und Tübingen und den liberaleren Stützpunkten in Freiburg und Konstanz, galt die Habilitation etwas; die Gratulation zur Menschwerdung, selbst wenn sie ironisch gemeint gewesen sein sollte, erfasste etwas, das auch mir damals wichtig war. Als Sohn eines Theologieprofessors war ich in der Welt der deutschen Geisteswissenschaften aufgewachsen und hatte ihre Hierarchien zu sehr verinnerlicht, um mich nicht auch auf mein Leben als Privatdozent zu freuen.

Nachdem ich als Student in einer kleinen Einzimmerwohnung am Flückinger See gewohnt hatte, hoffte ich jetzt, eine Altbauwohnung in der Wiehre oder im Stadtteil Herdern zu finden. Als Übergangsquartier, das mir eine Suche in Ruhe ermöglichen sollte, bezog ich die Woh-

nung einer Assistentin, die ein Forschungsstipendium dazu nutzte, um mit ihrem Mann zusammen in Berlin zu leben. Die Wohnung in der Salzstraße lag zwar direkt an den Straßenbahnschienen, war aber dennoch erfreulich ruhig. Obwohl die drei Zimmer spärlich möbliert waren und mir nicht das Leben ihrer Bewohnerin aufdrängten, fühlte ich mich fremd. Nur der Blick von der Terrasse auf das Münster begeisterte mich; die Kirche war so nah, dass die Türme steil vor mir in den Himmel schossen und das Läuten ihrer Glocken den Boden beben ließ. Hier wollte ich laue Sommerabende mit einem kühlen Glas Pimms verbringen, vielleicht in der Gesellschaft interessanter Frauen, die, so hoffte ich, mich über den Wegzug meiner alten Freunde hinwegtrösten würden.

Vorerst trat aber keine neue Frau in mein Leben, vielmehr musste ich feststellen, dass auch alle meine alten Tennispartner Freiburg den Rücken gekehrt hatten. Deswegen fing ich an, regelmäßig zu joggen, was ich in Boston nur gelegentlich getan hatte. An einem Montagabend im August lief ich den Weg, der in den vergangenen Wochen zu meiner Stammstrecke geworden war – an der Dreisam entlang, vorbei an der Brauerei Ganter mit ihrem Hopfendunst, die ersten Ausläufer des Schwarzwalds vor Augen, nach Ebnet ins Tal. Es war wie sooft in den Freiburger Sommern unerträglich schwül. Trat man aus dem Haus, war man sofort in Schweiß gebadet. Schon nach wenigen Minuten Laufen war ich knallrot, das Atmen fiel mir schwer.

Auf dem Rückweg – ich hatte gerade das Stadion des SC Freiburg passiert – spürte ich Harndrang. Weiter! Nur noch anderthalb oder zwei Kilometer, dann wäre ich in meiner Wohnung. Ich versuchte an etwas anderes zu denken, aber das Brennen in der Blase nahm zu. Jetzt auch noch ein Stechen. Es war nicht mehr auszuhalten; wie ein Hund schlug ich mich in die Büsche. Zumindest konnte mich hier niemand sehen. Schnell zog ich die Hose hinunter. Es kam Blut, zuerst ein paar Tropfen, dann ein schwacher Strahl, rot. Die Knie wurden mir weich; wie konnte es sein, dass ich Blut pinkelte? Benommen zog ich die Hose hoch, zwängte mich durch die Büsche zurück auf den Weg und lief nach Hause. Als ich ankam, brannte die Blase schon wieder. Auf der Toilette traute ich mich erst nicht, nach unten zu sehen – hell leuchtete das Rot in der weißen Keramikschüssel.

Unter der Dusche beschloss ich, zum Arzt zu gehen. Seit meiner Rückkehr nach Deutschland hatte mich nachts immer wieder der Harndrang geweckt, und jetzt der blutige Urin. Meine Reizblase war schlimmer geworden; vielleicht half ja schon ein einfaches Mittel, ein Pflanzenextrakt oder so etwas. Gleich am nächsten Morgen wollte ich einen Termin vereinbaren. Die beiden Telephonbücher lagen fein säuberlich im Zeitungsständer neben dem Sofa. Ich blätterte im Branchenbuch ... Ärzte ... Urologen – da, eine ganze Liste; welche Nummer sollte ich wählen? Ich entschied mich für eine Gemeinschaftspraxis von Ärzten, deren Namen etwas größer gedruckt waren. Besetzt. Ich wählte noch einmal. Immer noch besetzt. Dann sah ich, dass es eine Praxis gleich bei mir um die Ecke gab. Ich wählte, kam durch und bekam einen Termin zwei Tage später. In den Jahren, die folgten, habe ich immer wieder überlegt, was passiert wäre, wenn mein erster Anruf durchgekommen wäre. Wäre ich dann noch am Leben?

Am Donnerstagvormittag ging ich in die Praxis von Dr. B. Es war immer noch heiß, das Wartezimmer überfüllt. Hier würde ich wohl lange warten müssen. Ich setzte mich auf den einzigen freien Stuhl, der bedenklich knarzte. Der Schweißgestank eines Patienten mischte sich mit dem Geruch alter Männer. An der Wand hingen Bilder aus Leder, die Frauen in anzüglichen Posen zeigten. Nun gut, hier waren ja nur Männer. Niemand sprach, lediglich das Rascheln der Zeitschriften und das Schnaufen der überwiegend betagten Patienten waren zu hören. Die Genitalien all dieser Männer sollte der Arzt betrachten und betasten? Der Alte mir gegenüber trug eine verdreckte Jogginghose. Wann er wohl das letzte Mal geduscht hatte?

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich an diesem Vormittag warten musste, bis ich aufgerufen wurde. Es waren sicher anderthalb Stunden, vielleicht mehr. In den folgenden Jahren sollte ich noch viele Stunden mehr in diesem Wartezimmer verbringen. Ich lernte meine Ungeduld zu meistern und nahm sogar, obwohl ich meist schmerzhafteste Prozeduren vor mir hatte, das Warten gern in Kauf. Die Zeit im Wartezimmer gewann für mich einen rituellen, fast religiösen Charakter; wie ein Gläubiger vor der Eucharistie war ich andächtig angespannt. Der Grund dafür war neben der Bedeutung der bevorstehenden Behandlungen der Arzt, den ich auch heute noch «meinen» Arzt nenne. Er

wird damals um die 50 gewesen sein, der volle Haarschopf, der sich in den kommenden Jahren grau und ansatzweise weiß färben sollte, war noch dunkel. Sein Kopf war markant, passend zu seiner kräftigen Statur, hatte aber durch den spöttisch geschwungenen Mund etwas Feines.

Er musterte mich eingehend, als ich von meinen Beschwerden berichtete. «Blut im Urin kann verschiedene Ursachen haben. Es kann sich einfach um ein geplatztes Äderchen handeln. Bereits kleinste Mengen färben den Urin rot. Aber es kann auch Indikator für eine Krankheit sein.» Er bemerkte meinen unruhigen Blick und fügte hinzu: «Damit Sie unbesorgt sein können, klären wir das ab.» Eine leicht süddeutsche Sprachfärbung, die ich aber nicht als Badisch identifizieren konnte, gab seiner Stimme etwas Volkstümliches, Vertrauenerweckendes. «Wie machen Sie das?» – «Wir schauen in die Blase hinein.» Ich schluckte. «Wir machen eine Blasen Spiegelung.» Ich zuckte zusammen; vom Bericht eines Freundes wusste ich, dass bei so einer Zystoskopie ein Metallstab durch die Harnröhre geschoben wurde. Schon allein beim Gedanken daran wurde mir schwarz vor Augen.

«Ist das wirklich notwendig? Kann man das nicht auch anders untersuchen?» Für mich stand fest, dass ich keine Zystoskopie machen würde. Ich würde einfach nicht wiederkommen. «Eine Blutung wie die Ihre kann harmlos sein, sie kann aber auch von einem Tumor in der Blase ausgelöst werden. Das wollen wir ausschließen. Sie können gleich in die Zysto, zweite Tür rechts.» Jetzt sofort? Auf keinen Fall! Ich stammelte: «Aber muss das jetzt sein? Ich habe gleich einen Termin ...» Wie Dr. B. mir später bestätigte, spürte er, dass ich nicht wiederkommen würde. Er rückte seine Brille auf die Nasenspitze, eine Bewegung, die ich noch oft sehen sollte, blickte mich durchdringend von unten an und sagte freundlich, aber bestimmt: «Wollen Sie mit der Unsicherheit nach Hause gehen? Wir klären das jetzt, es dauert nicht lang.»

Mehrere Dutzend Blasen Spiegelungen liegen hinter mir, und auch wenn sich die Bilder und Eindrücke überlagern, kann ich mich noch an meine Panik damals erinnern. Als ich die Zystoskopie überstanden hatte, war ich unendlich erleichtert. Aber Dr. B. sah mich ernst an: «An der hinteren Blasenwand gibt es eine Rötung. Das kann harmlos